



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1920

4 (1920)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Erzbischofs-Verwaltung.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

38. Jahrgang.
Nr. 4.

Er scheint monatlich
und kostet •
pro Jahrgang
Mk. 2.50,
direkt franco u-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Deutsche-Konto
Köln Nr. 1652.
Telefon B 2037.



Köln a. Rh.
April 1920.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Klosterkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Zwei alte und zwei junge Erstkommunikanten.

O f t e r n.

Heil'ger Oterglockenlang
In besonnenen Lüften
Seller Lerchen Jubellang
Ueber grünen Triften;

Blütenkranz und Leben bricht
Aus des Winters Banden,
Neuem Hoffen, neuem Licht
Ist die Welt erstanden.

Gottes Odem allerwärts
Mahnt mit sanftem Wehen:
Du auch, zages Menschenherz,
Sollst zum Licht erstehen!

Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionsstation Mariazell.

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, R. M. M.
(Schluß.)

Am Sonntag nach dem Mittagessen lud mich Br. Rivard ein, mit ihm voranzureiten, um die neue Farm, die er überaus lobte, anzusehen. Obwohl ich nicht gerade in der besten Stimmung war, denn wir hatten in den letzten Tagen infolge der schlechten Wege viel Zuggeschirr zerrissen, ritt ich doch mit. Das Gelände, das sich uns zunächst darbot, sah sehr schlecht aus, sodaß ich von unserer neuen Farm nichts Gutes erwartete. Aber als wir einen Bach, der die Grenze unserer Farm bildet, überschritten hatten, da wurden die Bodenverhältnisse auf einmal ganz anders. Schwarzer, fetter Lehm Boden lag da vor uns. Mariazell ist inzwischen auch, was die Ackerwirtschaft betrifft, eine unserer schönsten und fruchtbarsten Farmen geworden.

Befriedigt über unseren Ausflug kehrten wir zur Lagerstelle zurück. Am nächsten Morgen brachen wir mit unseren Ochsenfuhrwerken wieder auf. Nachdem wir den Kenechafuß überschritten hatten, bekamen wir endlich wieder festen Boden unter die Füße, sodaß es wieder schneller vorwärts gehen konnte. Das nahe Ziel beflügelte natürlich auch gleichsam unsere Schritte. Schon am Dienstag erreichten wir den Ort, wo Mariazell entstehen sollte. Kurz vorher waren wir in dem zähen Lehm Boden noch einmal stecken geblieben. Wir luden die Waren ab und brachten sie auf Schlitten an ihren Bestimmungsort; die leeren Wagen aber mußten wir mit je 36 Ochsen aus dem zähen Lehm Boden herausziehen.

Endlich waren wir also am Ziele. Von ganzem Herzen dankten wir Gott für den großen Schutz, den er uns auf der weiten Reise angedeihen ließ. Hier sollte die neue Missionsstation gegründet werden. Der lieben Himmelkönigin zu Ehren, unter deren Schutz sie stehen sollte, erhielt sie den Namen Mariazell. Vieles Tausenden von Heiden ist sie bis jetzt eine Quelle des Segens und des Friedens geworden.

Unsere neue Wohnstätte, die wir hier vorfanden, bestand aus zwei runden Hütten von je 6 Meter im Durchmesser, aber ohne Fenster und Türen. Die Wände, aus Rasen gebaut, waren ungefähr 3½ Meter hoch. Das Dach war aus Stroh. So armelig auch alles ausah, so waren wir doch überaus glücklich, denn wir waren nun wenigstens „im eigenen Heim“. Am Abend nach unserer Ankunft hatten wir offene Tafel. Wir stellten unseren Tisch, den wir mitgebracht hatten, ins Freie und unser Br. Koch servierte. Da es aber sehr kalt war und auch der Wind so stark wehte, zogen wir die Kapuze über den Kopf. So sahen uns zwei Buren, unsere neuen Nachbarn. Sie kamen etwa auf

100 Meter an uns herangeritten, machten ein wenig Halt, ritten im Kreis um uns herum und galoppierten dann wieder fort. Am anderen Tag kam der Storekeeper (Kaufmann) Mr. Bohl mit diesen zwei Buren zu uns. Sie waren nämlich zu ihm geritten und hatten ihre schweren Bedenken und Befürchtungen über uns ausgesprochen. Sie jagten zu ihm, die neuen Nachbarn hätten spitze Hüte auf (sie meinten die Kapuze) und redeten nicht; es müßten die „Leibhaftigen“ sein; auch hätten sie Kutten an und man wüßte nicht, was darunter stecken könne. Mr. Bohl überzeugte sich nun, daß wir wirklich Menschen seien, daß wir reden könnten und daß wir auch keine Pferdefüße hätten, worüber sie sich auch ganz genau versichern konnten, da wir barfuß in Sandalen vor ihnen standen. Daß wir „Bocksfüße“ hätten, das hatten sie nämlich ganz bestimmt angenommen. Man sieht daraus übrigens, was die Hebe und die Lüge nicht alles vermag. Erst der Augenschein konnte diese beiden Männer von ihrer festen Ueberzeugung abbringen.

Da die Ochsen, die wir von Mariannhill mitgebracht hatten, aus dem Küstengebiet stammten und an warmes Klima gewohnt waren, hier aber schon eine ziemliche Kälte eingeseht hatte, so waren diese Tiere hier unsehlbar zugrunde gegangen. Sie mußten also sobald wie nur irgend möglich nach Mariannhill zurückgeschickt werden. Wir luden deshalb unsere 4 Wagen mit Weizen aus Basutoland voll und schickten sie dann mit unseren Schwarzen heimwärts. Wir fingen unterdessen an, uns häuslich einzurichten. Die erste Nacht schliefen wir auf Wellblech. Doch diese Art von „Buße“ behagte uns doch nicht recht. Am nächsten Tage schnitt P. Argenius Gras, stopfte damit Strohsäcke und machte so jedem ein Lager zurecht. Ich ging unterdessen auf die Jagd nach Feuerholz, denn Kufmisch, der hierzulande das gewöhnliche Feuerungsmittel ist, hatten wir noch nicht genügend. Der Koch kam bald in eine gelinde Verzweiflung. Das Mehl verdarb uns nämlich größtenteils, Milch hatten wir keine und sonst war auch nicht viel zum Leben vorhanden. Doch da half uns die Vorsehung aus der Not. Eines Tages kam von den Drakensbergen her eine Karawane von Basutos, die auf ihren Ochsen Schläuche von etwa 3 Meter Länge liegen hatten, die mit Weizen, Amabele usw. gefüllt waren. Jeder Ochse trug ungefähr 100 Pfund. Sie brachten diese Sachen irgend wohin auf den Markt. Von ihnen kauften wir nun Weizen, Mais und Amabele (Kaffernkorn). Eine Mühle, die an einem Rosten angehängt war, hatten wir bei uns. Br. Rivard und ich mußten in der Frühe immer Mehl mahlen für den täglichen Bedarf. Unsere Kost — Brot hatten wir keines — bestand in der Frühe aus einem Mus aus Weizenmehl, Mittags aus Maismehl, Abends aus Amabele. Sonntags gab es zur Feier des Tages noch ein Gericht

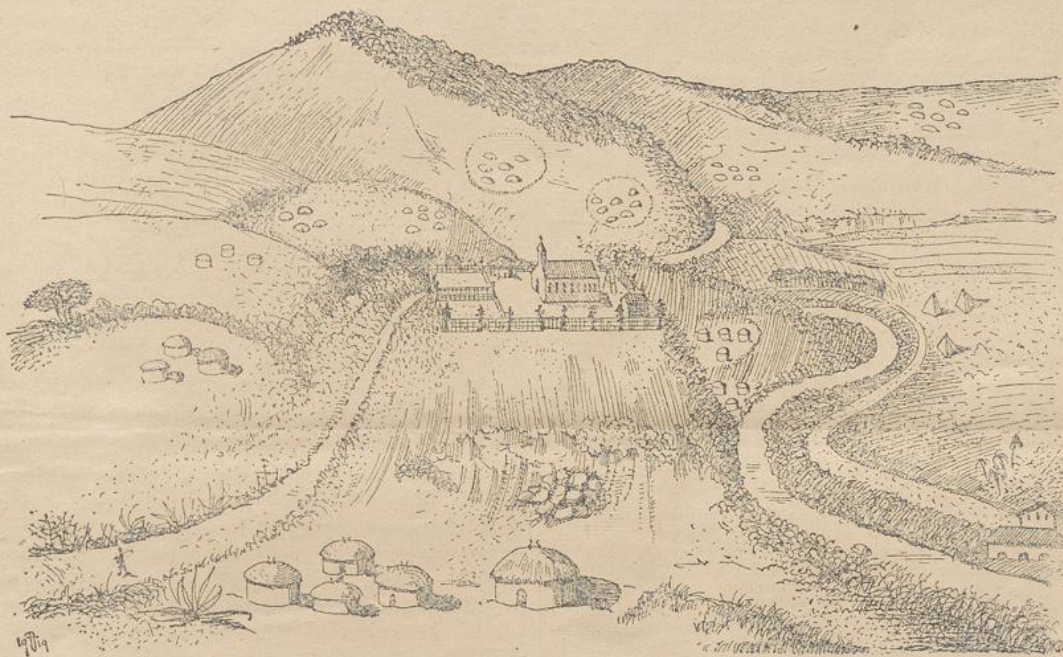
aus Bohnen. Bald widerstand uns dieses ewige Einerlei und so schickten wir öfter nach Matatiele (9 Stunden weit), um Brot zu holen.

Auch die Missionsarbeit wurde sogleich in Angriff genommen. Es waren bei unserer Ankunft in der ganzen Gegend weithin zerstreut ungefähr 12 Katholiken. Rings um unsere Farm wirkten ungefähr 13 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften. Für die erste Zeit kam zu uns ein Vater von den Oblaten aus dem Basutoland herüber. Sobald dann aber die Sesutosprache von unseren eigenen Leuten gelernt war, begann ein rühriges Leben in der Mission. Heute ist Mariatzell eine schöne, hoffnungsreiche Missionsstation geworden.

Br. Nivard und ich mußten nun auch allmählich an unsere Rückkehr nach Mariannhill denken. Am Don-

die über einen Berg hin verschwand. Wir gingen nach und kamen auch endlich zu einem Farmer mit Namen Gildard. Da es regnete, sagte die Frau — der Mann war nicht zu Hause — wir sollten hier übernachten. Wir bekamen gehacktes Fleisch und Kartoffeln als Abendessen. Ich hatte nun seit 5 Jahren kein Fleisch mehr gegessen und so bekam ich auf diese ungewohnte Kost hin Nachts plötzlich heftiges Nesselfieber, so zwar, daß das ganze Bett zitterte. Ich wußte gar nicht, was das sei und dachte erst, es seien Läuse im Bett. Br. Nivard mahnte mich wiederholt, ruhig zu sein, und die Leute nicht im Schlafe zu stören. Endlich stand er auf mein wiederholtes Rufen auf und sagte mir, daß meine Krankheit ungefährliches Nesselfieber sei. Am Morgen war auch glücklich alles wieder vorüber.

In aller Frühe waren wir schon wieder reise-



M. Loreto auf dem Berge.

nerstag vor Pfingsten wollten wir abreißen. Eine Woche vorher kam Br. Koch zu mir und sagte jammernd, wenn wir auch fort seien, dann ginge es mit dem Kochen ganz schlecht. Namentlich der Mangel an Brot machte ihm sehr zu schaffen. Wir hatten nun zwar ein Rezept über Brotbacken bei uns, aber die Versuche mißglückten uns gänzlich. Ich fragte nun unseren Koch, ob er Sauerteig machen könne, was er bejahte. So machte ich denn wieder einen Versuch mit dem Brotbacken. Und wirklich, am Tage vor unserer Abreise gelang es mir, ein wenigstens einigermaßen genießbares Brot herzustellen. Br. Romuald fiel mir um den Hals und dankte mir für meine „Erfindung“. Am Donnerstag vor Pfingsten reisten Br. Nivard und ich auch wirklich ab. Wir ritten zunächst nach der Enghis Location, wohin wir Geschäfte halber mußten. Da kamen wir in das Haus eines Weißen, der mit einer schwarzen Frau aus dem Griqua-Stamme verheiratet war. Viel Schönes war da im Hause nicht zu sehen. Spinnweben in allen Ecken und Enden. So ritten wir denn am Abend noch weiter, um eine Farm zum Übernachten zu suchen. Allein weit und breit konnten wir keine finden. Schließlich sah ich eine Kinderherde

fertig und die Frau zeigte uns den Weg zum Indawanafluß zu einem Farmer mit Namen Walter, den wir besuchen wollten. Kaum waren wir aus dem Hofe weggeritten, so schlugen wir auf eigene Faust eine andere Richtung ein, in der Hoffnung, so schneller zum Ziele zu kommen. Die Strafe war, daß wir in die Stacheldrahtzäune hineingerieten, womit die einzelnen Farmen abgegrenzt sind, und schließlich keinen Ausweg mehr finden konnten. Doch wir wußten uns bald zu helfen. Wir suchten eine sumpfige Stelle auf, hoben die Pfähle mit dem Drahtzaun aus den sumpfigen Löchern empor — ein wenig Kraft braucht man dazu allerdings — ließen unten die Pferde hindurchschlüpfen, schlüpfen selbst hindurch und setzten dann die Pfähle wieder zurecht. Nun waren wir wieder frei. Wir ritten wieder den ganzen Tag, kamen aber wieder nicht ans Ziel. Als es schon anfang, dunkel zu werden, sahen wir zwei Kaffern mit zwei Kühen daherkommen. Ich frag, woher sie kamen und sie antworteten, vom Umhlongahlonga. Das war der Name eines weißen Farmers, aber wir konnten uns nicht entsinnen, wie der Familienname dieses Farmers lautete. Die Schwarzen pflegen nämlich die Weißen nicht nach dem Fami-

tiennamen zu nennen, sondern nach einer ganz besonders an denselben hervortretenden Eigenschaft. Nach einigem Nachdenken fiel es Br. Rivard ein, daß dieser umhlongahlonga niemand anders als der von uns so sehrnächst geachtete Mr. Walker sei. Von den beiden Schwarzen erfuhren wir auch, daß sie schon seit dem Frühstück, also seit 10 Uhr vormittags auf dem Wege seien. Im scharfem Trab ritten wir weiter. Als es schon ziemlich finster war, kamen wir an einen Zaun, der an einem steilen Berg hinaufführte. Hier war die Besitzung Mr. Walkers, die Br. Rivard, der früher einmal hier gewesen war, sogleich wieder erkannte. Er mußte auch, daß in dem Drahtzaune irgendwo ein Pförtchen zum Durchschlüpfen angebracht sei. Um dieses zu finden, ritt er den Berg hinab und ich den Berg hinauf dem Zaune entlang. Bald hatte ich es hoch oben auf der Bergeshöhe entdeckt. In einer halben Stunde waren wir dann bei Mr. Walker. Obgleich er ein reicher Mann ist, konnte er uns an jenem Abende nichts vorsetzen als einen großen gesottenen Kürbis. Am anderen Tage aber schlachtete er uns zu Ehren eine Angoraziege. Wir kauften hier noch für unsere Missionsstation Mariazell 25 Kühe, die wir aus einer Herde von 500 Stück herauswählten konnten; das Stück kostete 80 Mark. Die Kühe wurden von dem Farmer selbst nach Mariazell gebracht. Noch am Vormittag ritten wir von hier weg nach unserer Missionsstation Reichenaun, die wir nachmittags glücklich erreichten. Das hl. Pfingstfest feierten wir dort. Nach den Feiertagen ging es weiter nach Mariannhill. Die Reise nach Mariazell hatte über einen Monat gedauert, ebenso die Rückreise mit den Ochsenfuhrwerken.

Als wir in Mariannhill angekommen waren, suchten wir alsbald die Fuhrleute auf, welche die 4 Ochsenfuhrwerke nach Mariannhill zurückgeführt hatten; wir wollten nämlich gar zu gerne deren Reiseerlebnisse wissen. Ich hatte ihnen 10 Mark mitgegeben, damit sie sich dafür Brennholz kaufen könnten; die Gegend, durch die sie fahren mußten, war sehr holzarm. Für dieses Geld hatten sie, wie sie erzählten, in Matatiele nur einen Arm voll Holz bekommen. Da sie von Mariazell aus nicht viel Mehl für die Reise mitnehmen konnten, so hatte ich ihnen ein Schreiben an einen Müller in Rodstadt mitgegeben, daß er sie mit genügend Mehl versorgen sollte. Als sie nach Rodstadt kamen, war ihr Mehl zu Ende, aber sie hatten nicht den Mut, in die Mühle zu gehen. So fuhren sie also von Rodstadt bis Lourdes ohne Lebensmittel. Ich tadelte sie natürlich über diesen Unverstand und sagte, da hätten sie die Ochsen wohl tüchtig laufen lassen, um schnell heimzukommen. „O nein,“ erklärten sie, „wir haben sie immer tüchtig fressen lassen. Während die Ochsen fraßen, legten wir uns auf den Bauch, um den Hunger nicht so zu fühlen.“ Der Kasser leistet Gewaltiges im Essen, aber auch, wenn es sein muß, im Hungern.

So endigte diese „Ochsenreise“, wie sie in damaliger Zeit noch sehr häufig waren. Heutzutage kommen sie auf so weite Entfernungen nur mehr wenig vor; denn überall hin geht bereits schon die Bahn. Die Beschwerden einer Ochsenreise sind heutzutage auch nicht mehr so groß, denn es gibt schon viele gute Straßen; namentlich durch den oben erwähnten Untwanjajumpf führt heute eine schöne Straße.

Wer die Mission unterstützen will, sammle Briefmarken!

Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Fortsetzung).

Wenn um 3 Uhr nachmittags die Tageschule geschlossen wurde und die Schüler und Schülerinnen in ihre heimatlichen Krale zurückkehrten, dann blieben gewöhnlich noch einige Knaben und Mädchen bei mir und halfen mir Hacken, Unkraut und Strauchwerk ausroden, Steine ausgraben und Wege anlegen. Wir ebneten auch einen großen freien Platz vor dem Kirchlein und der Kralhütte. Da die Steine, die wir weg-schaffen mußten, oft tief im Boden steckten, so war das für die Kinder oft eine recht schwere Arbeit. Aber freudig halfen sie doch immer wieder mit. Auf diese Weise verdienten sie sich auch ihre Fleckleiden und Höschen gar wohl.

Mit Sehnsucht sah ich unterdessen der Vollendung des Kirchleins entgegen; ich mußte mich ordentlich mit Geduld wappnen, um sie erwarten zu können. Bis jetzt hatte ich erst wenige Schulkinder. Meine erste Sorge war es nun natürlich, die Zahl der Schulbesucher zu vermehren. Durch Ausfragen meiner wenigen Schüler suchte ich nun in Erfahrung zu bringen, ob nicht in den verschiedenen heidnischen Kralen der Umgebung Kinder seien, die in schwerer Krankheit die Notraufe erhalten haben, aber dann doch nicht gestorben sind. Zu meiner größten Freude gewahrte ich, daß es deren viele in der Nähe der neueröffneten Schule gab; bereits die meisten von diesen hatten ein Alter von 7—8 Jahren erreicht. Das war ja eine herrliche Aussicht! Nach machte ich mir Notizen über Namen, beiläufiges Alter, über Eltern und Heimatskrale der Kinder. Außerdem ließ ich mir von jedem Schulkind alle seine Geschwister, Verwandten und Bekannten angeben. Ah, da kam eine ganz nette Zahl heraus! O, wie das mich freute!

Bevor noch das Kirchlein vollendet war, machte ich mich schon auf die Suche nach Schäflein. Unser Hochwürdiger Pater Superior gab mir dazu auch noch das alte und das neue große, dicke Taufbuch. Da schrieb ich mir denn alle Kinder auf, die einmal in der Krankheit getauft worden waren und wider Erwarten wieder genesen waren. In kurzer Zeit war in der runden Kralhütte, — die vorläufige Schule — nicht mehr Raum genug für all die neuen Ankömmlinge. Jetzt war ich erst ganz in meinem Element. Kinder und Blumen waren ja stets meine Lieblinge. Letztere gab es noch nicht; aber Kinder, diese holden Gottesblümchen, waren da und versprachen immer noch mehr zu werden.

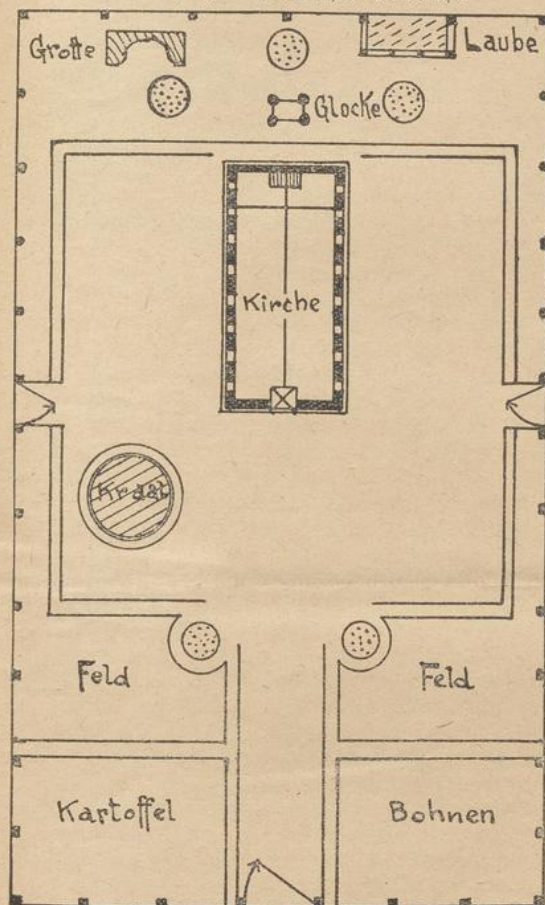
„Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“

„Ein Kindesaug, ein Maientag,
Das sind zwei Himmelsgaben,
An denen sich ein Menschenherz
In Ewigkeit kann laben.“

Obwohl das Kirchlein immer noch nicht fertig war und obwohl das Bauen, Anstreichen etc. immer eine gewisse Unordnung mit sich brachte und obwohl wir Frauen — das ist ja allen Evasstöckern eigen, ob sie nun in der Welt oder im Kloster leben — immer alles gern rein und schön sehen und schnell fertig haben wollen, so war ich doch jetzt glücklich und zufrieden; jeden Freitag lehrte ich zur Missionsstation Centocow zurück, um dort den Sonntag zu feiern und am Montag stieg ich wieder voll der schönsten Hoffnungen auf den Monte Loreto hinauf. Ich war jetzt wirklich inner-

lich recht zufrieden. Es ging mir nicht wie so vielen, die ihr Glück suchen so wie ein Gut, den sie auf dem Kopfe tragen. Im Vorgefühl, daß ich den Gut bald haben werde, war ich schon glücklich. Das Glück liegt in uns selber, nicht in den äußeren Dingen.

„Nie wirds Freude in dem Lebensstreit,
In der Wogen stürmlichem Gebrause;
Freude wohnet und Glückseligkeit
In des Herzens friedlicher Kartause.“



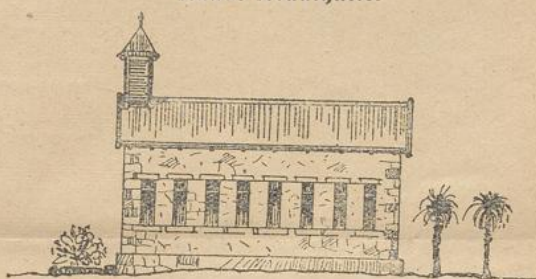
Plan von M. Loreto.

Manchmal wollte es mir ja beschwerlich vorkommen, in der kahlen Kraalhütte mit ihrem feuchten Lehm-boden, der wöchentlich ein paar mal — so ist es hier Sitte — mit frischem, gerade nicht nach kölnischem Wasser duftenden Kuhmist beschmiert wurde, zu wohnen, zu schlafen, zu unterrichten, zu kochen und zu essen. Doch ich tröstete mich rasch wieder, indem ich mir die Zukunft vor Augen stellte: Das kleine Zimmerchen, das in der Kapelle durch eine Bretterwand abgeteilt werden sollte, das hübsche Gärtchen und die kleinen Anlagen, die ich herrichten, die schönen Bäume und die duftenden Blumen, die ich mit den Kindern pflanzen wollte. Bereits hatte ich mir einen hübschen Plan für Garten und Anlagen, die das Kirchlein umgeben sollten, zurechtgelegt, hatte denselben auch gezeichnet und unserm Hochwürdigem Vater Superior P. Emmanuel Hanisch zur Genehmigung unterbreitet. Er gab auch seine volle Zusicherung, aber lächelnd erwähnte er: „Wann wird wohl die Zeit kommen, da alles so schön und so geordnet aussieht? Glauben Sie wohl, daß auf dieser stillen Bergeshöhe, in diesem he-

tigen Winde, auf dem steinigen Boden die Blumen, die Orangenbäume, die Weintrauben, die Paradiesäpfel etc. gedeihen? Glauben Sie, daß das geplante Gemüsegärtchen die viele Arbeit und Mühe lohnen wird?“ Das war freilich eine andere Frage! Aber wollten wir denn nicht alles zu Gottes Ehre, zur Verherrlichung unserer lieben Frau von Loreto tun? Da konnte und



Runde Kraalhütte.



Maria Loreto 1916.



Glockenturm.

durfte es nicht fehlen. Im Geiste sah ich schon die herrlichsten Rosenbäumchen in einer langen Reihe eingepflanzt, die Rondselle mit schönen weißen Lilien, eingefaßt mit süßduftenden Veilchen, längs des Zaunes eine blühende Schlehdornhecke und parallel dazu eine Reihe dunkelgrüner Nadelbäume. Um das zu sehen, mußte ich allerdings die Augen träumend schließen, denn es war nichts, aber auch gar nichts von all dem vorhanden. Ein wilder Stachelstrauch war bis jetzt die einzige Pflanze. Aber schon begann der Boden immer ebener zu werden und Stück für Stück erweiterte

sich der freie Platz. Und sieh, dort auf der Wiese vor dem Kirchlein stand ein einsames schönes Blümchen.

„Und das blaue Glockenblümchen

Dort auf grüner Au,

Läutet dreimal täglich Ave

Unserer Lieben Frau.“

„Mit Geduld und Zeit wird das Maulbeerblatt zum Seidenkleide“, diesen Satz hatten wir einst in der höheren Töchterschule zu Wien von unserer geliebten Lehrerin als Schönschreibübung aufbekommen. Damals wollten wir kluge Naseweis diesen Satz absolut nicht verstehen und das Fräulein mußte uns denselben lang und breit erklären. „Seidenkleid“, ja, das verstanden wir eitle Wienerinnen wohl, aber das Maulbeerblatt und gar die Seidenraupe, dieser eklige Wurm, paßten doch so gar nicht zur weichen, glatten, glänzenden Seide! Wenn ich jetzt hier so einsam — nur ein erwachsenes schwarzes Mädchen wohnt noch bei mir — zwischen den Steinen und im wilden Graze herumwandelte und meinen Plänen nachging, da verstand ich diese Sprache gar wohl.

Ja, mit Geduld und Zeit kam es auch hier so weit, daß die Kirche endlich fertig wurde. Innen und außen wurde sie gestrichen. Der Fußboden wurde mit Steinen ausgepflastert. Die Steine waren allerdings etwas holperig, so daß die Knie beim Knien ordentlich schmerzten; allein auf diese Weise konnte man mit dem Gebete zugleich auch eine gehörige Bußübung nützlich verbinden. Endlich war alles so weit, daß die Kirche eingeweiht werden konnte. Unser Hochwürdiger Vater Superior hatte den 5. September als Tag der Einweihung bestimmt. Sowohl auf der Station Centocow, wie auch in Loreto wurden dafür die nötigen Vorkehrungen getroffen.

Unsere liebe, ehrwürdige Oberin, Schw. Rosa, kam schon 2 Tage zuvor mit der guten Schw. Walburga, der Sakristanin von Centocow, zu mir herauf, um mir zu helfen, das Kirchlein zu zieren. Wir bekränzten und besagten es so schön für das kommende Fest, als es uns eben möglich war. Nachdem wir so in so schweftlicher Zusammenarbeit alles vorbereitet hatten, kehrten Schw. Oberin und die sie begleitenden Mädchen nach Centocow zurück. Noch am selben Abend aber kam Schw. Ludovika mit mehreren großen Mädchen des Marienhauses nach Loreto herauf. Sie brachten die kirchlichen Paramente und alle zum Hochamt gehörigen Sachen, aber auch Geschirre, Kochtöpfe usw.; denn es sollte eine richtige Kirchweih geben, es sollte zugleich auch ein Volksfest gefeiert werden, um die Heiden ringsum anzuziehen. Die in der Nähe wohnenden Christen sollten auch beisteuern und auch die „zahmen“ Seiden sollten für dieses Fest Geschenke an Fleisch, Eßwaren und Bier herbeischaffen. Unser Hochwürdiger Vater Superior hatte vorher viel gepredigt und das Volk zur Teilnahme an der Feierlichkeit aufgefordert. Namentlich hatte er auch die amadoba (die Männer) des Stammes versammelt und zur Teilnahme an der Festlichkeit ermuntert. Und siehe, seine Worte waren nicht auf steinigem Boden gefallen, sondern hatten Wurzeln gefaßt und auch reiche Früchte getragen. Wer die Schwierigkeiten kannte, die unser Hochwürdiger P. Superior damals durchzumachen hatte, um von dem Rönige der hier wohnenden Schwarzen überhaupt nur die Erlaubnis zu bekommen, auf diesem Berge eine Kapelle bauen zu dürfen, wer wußte, wieviele Bitten, Gesuche und Audienzen es überhaupt kostete, es endlich so weit zu bringen, daß die runde Kraalhütte, die

den Anfang der Tageschule bildete, gebaut werden durfte, der mußte umso mehr staunen, daß dieses vorher so hartnäckige Volk seinem Wunsche so bereitwillig nachkam. Daß die in der Nähe wohnenden Christen gern und freudig ihr Scherlein beitrugen, war nicht zu verwundern, denn diese freuten sich ja gar sehr auf die Kirche; aber als auch die noch wilden Heiden, selbst einige Häuptlinge, reiche Geschenke, Ziegen, Schafe, ein fettes Schwein, für das allgemeine Festessen opferten, das war wirklich eine Freude zu sehen und man konnte da die größte Hoffnung für die Zukunft hegen. Geflügel, Bier, Mais, Bohnen, Gemüse, Kürbisse wurden von den Frauen und Kindern herbeigebracht. Stefan Mjeseku, unser umhumaheli (Katechist) und der älteste Lehrer, Nikolaus Magoso, standen mit hochaufgestülpten Ärmeln bereit und wehten schon die Messer, um die Tiere zu schlachten. Daneben brannten mehrere lustige Feuer. Große Kessel, schwarze, dreifüßige, eiserne Kochtöpfe standen schon in Reih und Glied und voll brodelnden Inhaltes. Frauen schlepten immer wieder schwere Bündel Holz herbei. Junge, heidnische Mädchen, mit Glasperlen festlich geschmückt, kamen singend eines hinter dem andern den Berg herauf; auf dem Kopfe trugen sie große kambas, das sind irdene Viertöpfe, voll des für sie so wohlschmeckenden, selbst erzeugten Gebräues. Ja, wie da dem Völkchen die Augen leuchteten! Stolz entledigten sich die Mädchen ihrer süßen Last und stellten die Töpfe der Reihe nach auf den Boden hin. Ein itehla (alter Mann) nahm nun als Wache seinen Platz in unmittelbarer Nähe der Töpfe ein. Er kauerte sich auf den Boden nieder und war nicht wenig stolz auf diesen seinen Vertrauensposten. Zuweilen stärkte er sich für sein „schweres“ Amt durch einen kräftigen Trunk aus einem der Bierkübel. Auf dem Schlachtplatz brannte ebenfalls ein Feuerchen; ein eigentümlicher Bratengeruch ging von dort aus. Die beiden schwarzen Herren kauerten jetzt eben mit den noch blutigen Händen und Armen um das Feuer und verzehrten ihren Anteil, den Lohn für die Arbeit des Schlachtens — nämlich die Eingeweide, die Gedärme, die für diesen Zweck nur ganz oberflächlich gereinigt werden. Das ist eben das Beste und Saftigste und den Herrn der Schöpfung gebührt dieses Recht. Kleine Knaben beschäftigten sich damit, das geronnene Blut jäuberlich aufzulesen, die Klauenfüße und sonstige Abfälle zu sammeln und mit all dem sich selbst einen kleinen Festchmaus zusammenzurichten. Die Mädchen waren beständig mit Aufräumen und Wassertragen beschäftigt. Ja, das war ein Leben und Treiben auf der sonst so stillen Höhe! Es wimmelte von Menschen, Groß und Klein, Christen und Heiden. Der Berg glück wahrhaftig einem großen Ameisenhaufen.

Gegen 9 Uhr vormittag kamen auch unsere ehrwürdigen Brüder von Centocow an und unsere lieben Mitschwester, teils zu Fuß, teils zu Pferd; die älteren und schwächeren fuhren auf einem Leiterwagen. Bald kam auch unser ehrwürdiger Vater Abt, Vater Gerard Wolpert, der zur feierlichen Einweihung von Marienhill nach Centocow gekommen war, unser Hochwürdiger P. Superior, der Hochwürdige Vater Thomas Neuschwanger und verschiedene andere Missionare von den nächsten Nachbarstationen teils zu Wagen, teils zu Pferd an. Um 10 Uhr begann die eigentliche Feier der Kirchweih unter Glockenklang, Gesang und Musik. Die bei der Kirchweih üblichen Ceremonien wurden in der denkbar schönsten und würdigsten Weise gefeiert. Der ergreifenden Festpredigt, die der Hochwürdige Herr

Vater Gereon Stach von Nevelaer hielt, lauchte in gespannter Aufmerksamkeit eine ungeheure Volksmenge. Natürlich mußte wegen des großen Andranges die Predigt im Freien gehalten werden; denn das Kirchlein war schon voll genug von den anwesenden Hochwürdigen Herren, den vielen Ministranten, den kleinen Chorknaben, dem Sängerkhor von Centocow, den ehrwürdigen Brüdern und Schwestern und den Schulkindern der neuen Tagesschule. Außerdem waren noch die 200 Schulkinder von Centocow, die dortigen Marienhausemädchen und die Anjassen des dortigen Frauenasyls anwesend. Die meisten Christen von Centocow, alt und jung, kamen zum Feste; zuletzt erschienen auch noch die in der Nähe herumwohnenden Christen und die rund um den Berg um das Ingwangwanetal wohnenden Heiden. Ein erhebender Anblick war es, diese große Volksmenge hoch auf des Berges Höhe vor dem aus Quadersteinen erbauten Kirchlein in so feierlichem Ernste versammelt zu sehen. Ehrfurchtsvollst lauschten alle den begeisterten Worten des Predigers. Ich sah, wie das Auge des Hochw. Herrn Abtes von Mariannhill lange und sinnend auf den von ihm in unmittelbarer Nähe auf dem Boden sitzenden Kindern ruhte und wie es dann über die große Menge der Christen hinblitzte, gewiß nicht ohne einen väterlichen Segenswunsch auf seinen Lippen. Im Jahre 1889 war es gewesen, in welchem Hochderselbe als junger, eifriger Missionar nach Centocow kam oder vielmehr an den Ort, wo das jetzige Centocow steht, das er unter unsäglichen Schwierigkeiten gründete. Nicht ein einziger Christ war damals in dieser Gegend, alles noch heidnisch, alles noch halb unzivilisiert. Und heute? War es nicht sein Volk hier, diese vielen Christen von Centocow, von denen viele sogar schon sehr gebildet sind? Immer weiter hatte sich mit Gottes Segen die Mission von Centocow ausgebreitet; eine Station nach der anderen wurde eröffnet; nun hatte hier auf dem Berge wieder eine neue Kirche und Schule durch die Bemühungen unseres Hochw. Vater Superiors ihren Anfang genommen. Mir wurde es beim Betrachten der vielen lieben schwarzen Christenkinder, und der vielen kleinen Heidenkinder, die auch da waren und mit neugierigen Augen und so gutmütigen Gesichtern umherblickten und gleich den Christen auch die Händchen recht fromm zu falten versuchten, ganz warm ums Herz; ich mußte weinen, weinen vor lauter Freude. So war es nicht bloß mir allein ergangen, sondern auch die ehrwürdigen Missionsbrüder und Missionschwestern fühlten diese Rührung. Eine eigentümlich frohe und freudige Stimmung war über alle gekommen; das Ledeum wurde mit heiliger Begeisterung gesungen.

Bergigmeinnichtblau war der Himmel, das goldene Sonnenlicht flutete hernieder, kein Lüftchen regte sich alles war so festlich, so freudig, so friedvoll — selbst die Natur. Das Kirchlein stand so still, so lieblich inmitten der betenden und singenden Menschenmenge, gleich jenem Heiligtum, das aus Palästina stammt und nach dem es auch den Namen trägt.

„O heilig Haus von Nazareth,
Von Paradiesluft umweht,
Dich trug ein singend Engelheer
Herüber übers weite Meer.“

Die kirchliche Feierlichkeit war zu Ende. Spät war es geworden. Nun machten sich auch gewisse Rechte geltend, die uns arme Erdenpilger nur zu deutlich daran erinnerten, daß wir trotz dieses lieblichen Gesanges, dieser heiligen Stimmung, des weihenollen Glockenklanges und des Weihrauchdustes, der uns noch umgab, nicht im Paradiese waren, sondern hier auf dieser Erde. Alle waren hungrig geworden und setzten sich nun erwartungsvoll zu Tisch, der in Gottes freier Natur auf dem grünen Rasen gedeckt war. Die Hochwürdigen Herrn nahmen in dem kleinen Zimmerchen, das durch eine weißgestrichene Bretterwand in der Kirche abgeteilt war, und soeben noch als Sakristei gedient hatte, einen



Der Herr ist auferstanden. Genälde von Enders.

kleinen Imbiß, um sich dann wieder auf den Rücken zu begeben. Die ehrwürdigen Brüder nahmen in der Kirche eine kleine Stärkung zu sich. Da die Kirche zugleich als Schule dient, war das Allerheiligste daselbst nicht aufbewahrt. Die Missionschwestern saßen in der runden Kraalhütte, die auch jetzt als Küche dient. Andere Ehrwürdige Schwester Oberin hatte am wenigsten Zeit zum Essen; sie arbeitete da und dort und teilte mit vollen Händen an das schwarze Volk aus, besonders Früchte.

Nun hatte sich ein wahrhaft fröhliches Leben und Treiben entfaltet. Vergnügt saßen die Männer und Frauen, die Kinder, die Burschen, die Mädchen, die Häuptlinge mit ihren Beamten in Gruppen beieinander. Es wurde gegessen und getrunken und alles wurde gemeinschaftlich verzehrt, was die einzelnen Festteilnehmer an Fleisch, Gemüse, Früchten etc. zusammengetragen hatten. Es ging jaust so zu wie zu den Zeiten

der ersten Christen, die ja auch alles miteinander teilten. Nach dem Feste lösten sich die einzelnen Gruppen allmählich auf und die Leute traten den Heimweg an, voll Dank und voll Lob über die so schön verlaufene Kirchweih. Auch die Missionsbrüder und Missions-schwester machten sich mit den Schulkindern von Centocow wieder auf den Heimweg. Nun war ich wieder allein mit meiner schwarzen Hilfslehrerin Roswitha; doch unsere Mutter Oberin erlaubte, daß die liebe Schwester Domitilla, die Lehrerin der Tageschule am Glabenberge beim Kirchlein „Königin der Engel“, wovon ich schon öfters erzählte, für einige Tage bei mir bleiben durfte. Nachdem alle fort waren, sahen wir noch lange den fahrenden, reitenden und zu Fuß gehenden Wanderern nach. Manche von ihnen sahen noch öfters zurück und winkten mit dem Taschentuche nochmals zum Kirchlein herauf.

„Ein Kirchlein blüht von Bergeshöh'n
Hinab ins stille Tal,
Gar wunderlieblich anzusehn,
Im Morgenjonnensstrahl.
Des Friedens und der Ruhe Bild,
Winkt es so traut Dir zu,
Und ladet ein Dich freundlich mild,
Herz, warum zauderst Du?“

(Fortsetzung folgt.)

Zulu-Logik.

Von P. Emmanuel Hainisch.

Klopft mir unlängst eine alte, schwarze Dame aus dem Weibertrost an die Zimmertür. Auf die Frage nach ihrem Begehren, teilte sie mir mit, daß irgend eine Baise von ihr morgen Hochzeit feiert und sie unbedingt dabei sein muß. Ich schlug die Erlaubnis rundweg ab mit der Begründung: „Altes Weibse, du kennst deine Schwäche! Maßhalten im Biertrinken geht über deine moralische Kraft.“

Die Bitten werden zudringlicher, — ich verstockte. Versprechen und Gelöbniße werden gemacht, — ich bleibe unzugänglich.

Das alte Weiblein zieht sich zurück, Hilfsstruppen werden herangezogen. In Begleitung zweier alter Freundinnen erscheint sie wieder auf der Bildfläche. Die erste Szene spielt sich mit crescendo nochmals ab. Die Hilfsstruppen behaupten und beschwören, daß ihre Freundin eigentlich das viele Biertrinken schon lange Zeit aufgegeben habe und sie seien bereit, jede Verantwortung zu übernehmen.

Erschöpft durch die Uebermacht der Beweismomente erkläre ich mich als besiegt und erlaube den Gang zum Hochzeitschmause.

Gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages kommt das alte Weiblein ziemlich schwankend, sehr geschwächt vom Hochzeitschmause heim. Nachdem sie mit ihren zwei Schlafnachbarinnen noch einen kleinen Privatkampf ausgefochten hat, sinkt sie müde und ermattet in Morpheus' Arme. Des andern Tages wird die Bacchantin vorgeladen. Mit einer ernststen, vorwurfsvollen Miene wird sie empfangen. Kurze, wuchtige, abgerissene Sätze werden ihr entgegen geschleudert. Sind das die guten Vorsätze!? ... Sind das die Gelöbniße und Versprechen!? ... Spott und Schande! ...

Zu meiner größten Verwunderung sehe ich aber, daß meine schweren Geschosse nicht die mindeste Wirkung

haben, sondern machtlos an meiner Zielscheibe abprallen. Teils entrüstet, teils verwundert, stellte ich endlich die Frage, ob sie jedes Schamgefühl im Viertopf gelassen habe? ... Ruhig und gelassen antwortete mir das alte Weiblein? „Baba, ilala, lafo, — Vater, es ist deine Schuld! du hast mich und meine Schwäche gekannt, du hättest mir, trotz meiner und meiner Freundinnen Bitten, nicht erlauben sollen, zum Hochzeitschmause zu gehen.“ Sprachlos ob solcher Beweisführung mache ich die Türe zu und lasse das alte Weiblein stehen. —

Gott bei den Zulusprechenden Völkern.

(Fortsetzung.)

Für solche, die den tendenziösen Charakter seines Buches nicht kennen oder nicht beachten, und ihn nicht an Ort und Stelle im lebendigen mündlichen Verkehr mit den Eingeborenen nachkontrollieren können, muß sein Buch verhängnisvoll werden. Dazu ist Callaway für die gelehrte Welt bis heute die einzige Quelle, merkwürdigerweise scheint niemand etwas von Colenso zu wissen. Daher ist es gar nicht zu verwundern, daß, um von anderen zu schweigen, zwei hervorragende Vertreter der katholischen Wissenschaft von ihm in die Irre geführt wurden, nämlich Mgr. Le Roy, General der Väter vom hl. Geist, in seinem berühmten Werk „Die Religion der Naturvölker“ und P. W. Schmidt S. V. D. in seinem Werk „Der Ursprung der Gottesidee“.

Schon 1855, also in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Afrika, entdeckte der anglikanische Bischof Colenso unabhängig von andern den Namen uNkulunkulu als den Namen des wahren Gottes und verteidigte ihn in seiner ersten afrikanischen Publikation „Zehn Wochen in Natal“. Später schrieb er in seinem zulu-englischen Lexikon (in meiner Uebersetzung): „uNkulunkulu (U) der Groß-Große, Höchstes Wesen, überlieferungsgemäß Schöpfer aller Dinge, auch umBelinggangi genannt ...“ Gelehrt und scharfsinnig, wie er war, konnte auch er die wahre Entstehung und Zusammenlegung des Wortes uNkulunkulu doch nicht finden. Aber in wohlthuendem Unterschied von Döhne und Callaway erkannte er, unbekümmert um die Tageswissenschaft und persönliche Anfeindung, die Wucht der Uebersetzung, wie er sie unter den nach Döhne wilden und grob-materialistischen Zulu vorfand, an, was um so bewundernswerter ist, als der nämliche Colenso sich in seinem „Pentateuch und das Buch Josuah“ als in religiöser Hinsicht extrem radikal erwies, und der Führer des äußersten linken Flügels „christlicher“ Wissenschaft war.

Glücklicherweise schlossen sich die Missionäre dem Vorgange Colensos an und benützten von Anfang an uNkulunkulu für Gott.

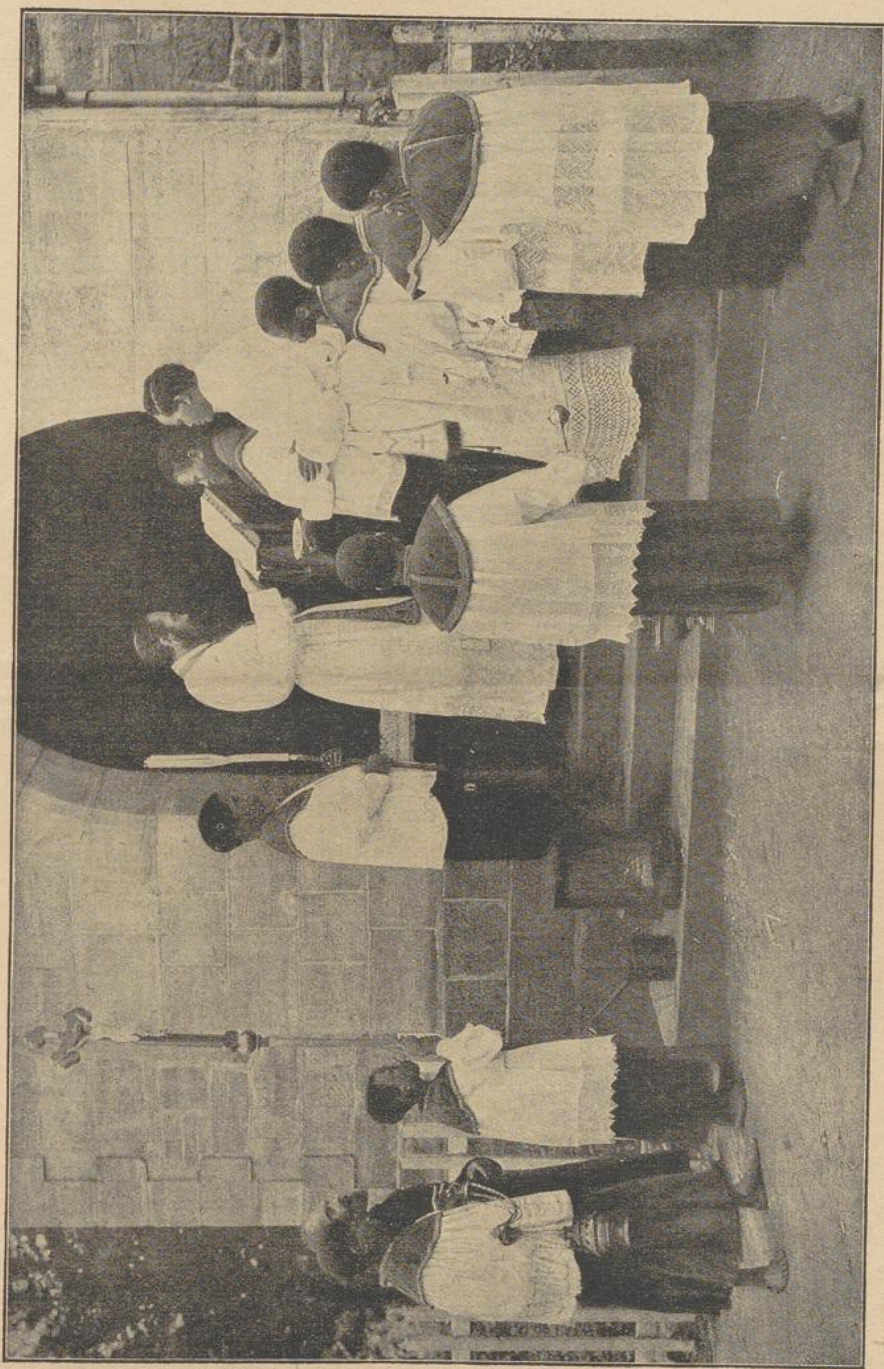
Weniger glücklich griff der katholische Missionar A. L. Bryant in seinem zulu-englischen Lexikon (1915) auf Döhne und Callaway zurück. Er schreibt dort (in meiner Uebersetzung): „uNkulunkulu der Ururahne oder Ahnengeist (der Menschheit), der erste Mensch, von dem angenommen wird, er habe die meisten von den uns umgebenden Dingen geschaffen; daher von den Missionären adoptiert, um „Gott, Schöpfer zu bezeichnen.“ Kein Eingeborener schreibt einem Ahnengeist Schöpferkraft zu. Und auf dieser falschen Annahme fußend, sollen die Missionäre das fragliche Wort adoptiert haben für den Namen des wahren Gottes!

Meine geneigten Leser sehen, daß der alte Döhne auch heute noch recht hat — über den Namen uNkulunkulu herrscht große Verwirrung. Wie nun aus dieser

Verwirrung den wahren Kern herauschälen? Glücklicherweise hat sich im Lauf der Jahre auch wahre Wissenschaft mit der Lösung der uMkulunkulu-Frage beschäftigt. Und wohin führt uns diese wissenschaftliche Lösung? Zu einem Volk — wer hätte das je geträumt?

hang unserer afrikanischen Vantu, und damit auch der Zulu, mit den Sumerern wenn nicht bewiesen, so doch höchst wahrscheinlich gemacht zu haben.

Er war meines Wissens der erste, der den Vantusprachen, also auch der Zulusprache ihre Stelle in der



Charlamsstagszeremonien in St. Michael.

— dessen Sprache schon rund 3000 v. Chr. aufhörte, eine lebende Sprache zu sein, nämlich zu den Sumerern oder Kengi, wie sie sich selbst hießen, um deren Erforschung sich Friedrich Delbisch so verdient gemacht hat. Es ist das Verdienst eines südafrikanischen Professors namens J. H. van Dordt, den Zusammen-

ural-altaischen Sprachenfamilie zugewiesen hat. Während nach ihm Sumerisch, Samojedisch, Finnisch, Lapplisch, Estisch, Permisch und Botisch die nördliche uralische Gruppe bilden, sind die Vantusprachen, mit ihnen Zulu, die südliche. Dieser uralischen Gruppe entspricht die altaische mit Türkisch, Uigurisch, Kirgisch, Osma-

nisch, Mongolisch, Kalmukisch, Bureisch, Tungusisch, Mandtschurisch und Japanisch.

Um nun auf die Sumerer zurückzukommen, so waren sie Nachkommen Chams, die in Mesopotamien bis hinunter an den persischen Golf hausten. Dann kamen Semiten über sie, nämlich die Babylonier und Assyrer, unterwarfen sie, und machten den Besiegten ein großes Kompliment, indem sie von ihrer Kultur unter anderem ihr Schriftwesen, die sog. Keilschrift, übernahmen, sowie ihre Sprache als Kultsprache. So wie das Latein für uns Kirchensprache ist, so war Sumerisch die „Kirchensprache“ der Babylonier und Assyrer. So wie unsere Jugend Latein studiert, so mußten die jungen Babylonier und Assyrer Sumerisch studieren. Und heutzutage, nach Jahrtausenden, werden die sumerischen Wörterbücher der assyrischen Priester und die Aufgabensätze der assyrischen Schüler in Form von Tafeln ausgegraben und von Gelehrten, wie Delitzsch, Prince usw. entziffert.

Van Dordt nun tut in seinem „Ursprung der Vantu“ (Kapstadt, 1907) dar, daß unsere afrikanischen Vantu, also auch die Zulu, mit den Sumerern in einem mehr oder minder engen Zusammenhang stehen. Und es war dem Schreiber dieses möglich, in seiner „Konversations-Grammatik der Zulusprache“ (1917) an der Hand der Sumerischen Grammatik von Delitzsch (1914) in einer Reihe von Belegen zu zeigen, daß der Zusammenhang von Sumerisch und Zulu kein leerer gelehrter Traum, sondern Wirklichkeit ist.

Was hat all das mit uNkulunkulu zu tun?, wird der allgemach ungeduldige Leser fragen. Van Dordt schreibt (p. 61, in meiner Uebersetzung): „Zwei Wörter gibt es im südlichen Teil des Vantufeldes, welche ohne den geringsten Zweifel sumerischen oder assyrischen Ursprungs sind. Das erste ist unkulunkulu, ein Name, den die Zulu und die Kaffern (die Bewohner von Kaffraria) einem Wesen geben, das offenbar eine hohe Gottheit war, von dem aber die Vantu keinen klaren Begriff mehr haben. Bischof Callaway suchte vergebens der Sache auf den Grund zu kommen, es gelang ihm nicht weiter vorzudringen, als bis zur Idee des „Großen-Großen“ oder „Alten-Alten“, welche die Vantu selbst heutigen Tages von diesem geheimnisvollen Wesen haben, und von dem sie sogar glauben, es sei einmal ein Mensch gewesen. Autoritäten wie Callaway und Max Müller sind daher zu dem Schluß gelangt, wir hätten es hier mit einem Manenkult zu tun. Könnte sich aber der Zulu an seine alte Heimat erinnern, so würde er Unkulunkulu ohne Schwierigkeit mit dem altsumerischen An-gal-gal, dem großen Gott des Himmels, in Verbindung bringen, mit dem es buchstäblich identisch ist. Gal bedeutet im Sumerischen „groß“, und ist genau dasselbe Wort wie kulu im Zulu. . . Die Wiederholung dient nur dazu, dem Objektiv Nachdruck zu verleihen. An bedeutet im Sumerischen den „Gott im Himmel“ und mußte im Zulu zu Un werden, nachdem im südlichen Teil des Vantufeldes u zuzusagen der führende Vokal ist und oft an die Stelle eines ursprünglichen a tritt. Mittels eines solchen sehr einfachen Verfahrens vergleichender Sprachwissenschaft sind wir im Stande, eine Frage zu lösen, die sowohl Missionaren als Vantuforschern, einschließlich des großen Dr. Bleek selbst keine geringen Schwierigkeiten verursacht hat.“

Prince (Sumerisches Lexikon, Leipzig, 1908) und Delitzsch konstatieren gleichmäßig, daß das ursprüngliche Zeichen für an ein Stern war. Prince schreibt: „An . . . erscheint als gleichbedeutend mit

Anu, einem Gottesnamen, und jamu „Himmel.“ Delitzsch sagt: „Das Bild des Sternes“ (an) bezeichnet „Himmel, Himmels-gott“, und dann „Gott“ überhaupt.“

Also entpuppt sich uNkulunkulu als eine Zusammenfügung des Stammes uN „Himmels-gott“ mit verdoppeltem kulu „groß“, eine Verdoppelung, die dem Sumerer und dem Zulu gleich geläufig ist und einen absoluten Superlativ ausdrückt. Folglich ist uNkulunkulu der allergrößte uN, d. h. „der allergrößte Himmels-gott“.

Diese rein wissenschaftliche Lösung findet eine überraschende Bestätigung in dem weiter unten zu behandelnden Gottesnamen inKos-epezulu „der Herr im Himmel“, „der Herr im Himmel“. Dieser auch heute noch ganz gebräuchliche Gottesname stellt sich als eine Uebersetzung des alten Zuluwortes uN in ein verhältnismäßig neueres Zulu dar.

Nun kommen wir zu dem großen Einwurf, den Callaway als Trumpfkarte gegen Colenso ausspielte, daß nämlich unkulunkulu auch den Urahn eines Volkes oder des ganzen Menschengeschlechtes bedeute.

Die Gleichheit von uNkulunkulu „der allergrößte Himmels-gott“ und unkulunkulu „Urahn“ besteht nur fürs Auge als Folge mangelhafter Schreibung, in welcher weder der Wortakzent noch die Tonhöhe in die Erscheinung treten. Für das Ohr, und somit auch im Mund des Eingeborenen sind sie sehr verschieden. Erstens ist, wie ich schon in meiner Zulu-Grammatik niederlegte, die Akzentuierung nicht gleich: uNkulunkulu, dagegen unkulunkulu. Zweitens wird die erste Silbe von uNkulunkulu mit Hochton gesprochen, während sich in unkulunkulu überhaupt kein Hochton findet.

Ein nicht minder schlagernder Beweis für die Verschiedenheit beider Wörter liegt in ihrer Entstehung. uNkulunkulu ist, wie wir bereits gesehen, aus dem Stamm uN „Himmels-gott“ und der Verdoppelung von kulu „groß“ zusammenge setzt. Das Wort unkulunkulu dagegen, das nur eine Nebenform von u-kulu-kulu ist, entstanden durch die im Zulu häufige Einschlebung eines n, hat nicht un zum Stamm, sondern nur die Verdoppelung von kulu „groß“. Dieses kulu nun, das „groß“ in irgendeinem Sinn bedeutet, hat bei den Verwandtschaftsbeziehungen des Zulu den Sinn von „alt“. Demnach heißt unkulunkulu sowie auch seine Nebenform u-nkulu-nkulu wörtlich der oder die „Älteste“, also der erste Urahn, männlich oder weiblich.

Hiermit fällt Callaways Einwurf in sich zusammen. Was aber ungleich wertvoller ist, ist das, daß die Unterscheidung dieser zwei Wörter uns den Schlüssel zur Scheidung derjenigen überlieferten Aussprüche, die sich auf Gott beziehen, von denen, die die Urahnen, d. i. die ersten Menschen, zum Gegenstand haben. Diese Scheidung, oder in anderen Worten, die authentische Erklärung der von den Eingeborenen seit Jahrtausenden überlieferten und festgehaltenen Namen und „Texte“ von ihnen selbst zu erwarten, ist eine vergebliche Hoffnung. Dies könnten sie nur, wenn sie nie den Faden der Urtradition, die Cham von seinem Vater Noe mit fortgenommen, verloren hätten. Hätten sie diesen aber nicht verloren, so wären sie nicht, was sie sind, nämlich Heiden.

Der Zeitpunkt, wo sie anfangen, Heiden zu werden, wird wohl ein Geheimnis bleiben, dessen Schleier niemand in dieser Welt lüften wird. Wann immer aber es war, so war es zu der Zeit, wo sie anfangen, uNkulunkulu, den allergrößten Himmels-gott, mit unkulunkulu, dem Urahn, zu verwechseln — damals wird wohl auch den Bessergeistigten uNkulunkulu mit inKos-epezulu

überseht worden sein — und dem unfulunkulu wenigstens einen Teil dessen zuzuschreiben, was ursprünglich dem uMfulunkulu allein eignete. Und das war denn auch die Zeit, wo allmählich an die Stelle des uMfulun-

tige Religion des heidnischen Zulu oder zulusprechenden Eingeborenen vorauszuschicken.

Es wäre ein großer Irrtum, hinter dem Zuluheiden einen Polytheisten zu suchen, also einen, der viele Götter



Die Geheimräte des Häuptlings.

fulu-Dienstes der amadhlozi-Dienst trat, die Uebertragung göttlicher Verehrung auf die Geister ihrer verstorbenen Blutsverwandten.

Gehe wir nun die überlieferten „Texte“ gehen, die sich auf uMfulunkulu und unfulunkulu beziehen, dürfte es angezeigt sein, einen gedrängten Ueberblick über die heu-

verehrt. Der amadhlozi-Dienst hat nie den einen allergrößten Himmelsgott oder uMfulunkulu verdrängt. Wohl aber ist aus dem Monotheismus der Zulu, allgemein gesprochen, ein bloßer Deismus geworden. In anderen Worten, die Kenntnis des einen wahren Gottes ist geblieben, aber diese Kenntnis hat aufgehört.

das Denken, Wollen und Handeln des heidnischen Zulu zu beeinflussen oder gar zu beherrschen. Wohl mag da und dort der reine Gottesglaube in feierlichen Augenblicken, in Augenblicken höchster Not bei dem einen oder andern zum Durchbruch kommen. So erzählte mir vor nicht langem eine nunmehrige Christin, wie ihre Mutter in der Nacht vor ihrem Tod, und noch einmal am Morgen mit dem Aufgebot der letzten Kraft, mit lauter Stimme den Nkulunkulu anrief und zu ihm um Schutz für ihre zwei Kinder flehte, ohne der amadhlozi mit einem Worte zu gedenken. Das war vor mehr denn 30 Jahren in einem rein heidnischen Kraal in Zululand, der in keiner Weise vom Europäertum oder gar von Missionen beeinflusst war. (Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Briefe.

I.

Wenn Sie mir schreiben, ich soll Ihnen Neues von Südafrika berichten, so haben Sie ganz recht; denn in Südafrika gibt es fast immer etwas Neues.

Hier werden zurzeit alle alten Werte umgewertet. Statt einen Lendenschurz zu tragen, muß der Kaffer Hosen anziehen, statt „Jebo“ (ja) muß er „Yes, sir“ (ja, mein Herr) sagen.

Das Alte krächzt unter den neuen Winden; Rassen reiben sich; Reibung erzeugt Wärme, Hitze und Hitze schmilzt das Neue.

Vor Jahren kam ein junger Schwede nach Durban und hatte den Inhalt seines Koffers den Zollbeamten vorzuzeigen. In dem Koffer befand sich auch ein Spaten. Neugierig fragten die Beamten den Schweden, was er mit dem Spaten in Afrika anzufangen gedächte.

„Gold graben“, war die Antwort.

Gold graben wollen alle. Wer kommt, hofft reich zu werden. Südafrika ist 20 Mal schwächer bevölkert als Deutschland. Südafrika bietet Ausichten und all das Drücken und Drängen der Rassen ist nur ein Wettlaufen nach Reichtum.

Das Herz von Südafrika ist Johannesburg. Nach Johannesburg geht man und von Johannesburg kommt man zurück. In den Goldbergwerken von Johannesburg werden die höchsten Löhne bezahlt und diese Normierungen wirken rabienförmig durch ganz Südafrika.

Der Kreislauf des südafrikanischen Wirtschaftslebens ist so: Das Gold steckt in der Erde. Der Kaffer muß es herausheben und erhält dafür auch etwas Gold; dann kommt der Krämer, bietet Waren zum Verkaufe an und sucht das Geld vom Kaffer wieder zurückzugewinnen.

Heute gerät der Kaffer immer mehr unter die Herrschaft des Geldes, und das Geld zwinnt ihm die Handarbeit in immer größerem Umfange auf.

Doch die Arbeit bildet seinen Charakter um, und daß diese Umbildung gut ausfallen kann, dafür läßt ihn auch die göttliche Vorkehrung mit dem Christentume bekannt werden. Sie läßt ihm zeigen, wie es nicht allein eine Diesseits-Kultur gibt, sondern wie noch größere Jenseits-Hoffnungen vorhanden sind.

Vor ungefähr 25 Jahren sprach sich einmal mir gegenüber ein junger Kaffer vertraulich aus. Er sagte, es gäbe auch Kaffern, die europäische Kleider anziehen, ohne das Christentum anzunehmen, aber ein solches Gebahren wäre doch nicht viel wert, weil keine innere Umwandlung damit verbunden ist.

Den braunen Volksstämmen von Südafrika werden neue Ideale gesteckt. Man sieht einerseits, wie man durch Nützen der Hände sich die Güter und Kräfte der Erde dienstbar machen kann, andererseits

dämmert auch bei Vielen der Gedanke auf, ein Leben ohne Sünde zu führen.

Man lernt eine ganz neue Seite des menschlichen Lebens kennen, man fühlt, welche weite Dimensionen dem Menschengeste gesteckt sind. Die Schönheit eines heiligen Lebens übt auch hier seinen Zauber aus. Zwischen dem kaffrischen Unkraut wächst auch Weizen.

Heute wenden sich gerade die intelligenten, strebsamen Charaktere unter den Kaffern dem Christentume zu und man bekennt daselbe ohne Scheu.

Eine Probe, ob das Christentum wächst oder nicht, bietet die jährliche Fronleichnamsprozession. Nun ist aber die heurige (1919) Mariannhiller Fronleichnamsprozession glänzender verlaufen denn je. Die Teilnehmer, Klostergerneinde und Kaffern, dürften sich bis zu 1800 beziffert haben.

Soviel Personen verteilen sich in einem Lande, welches wie schon angeführt, das 20fache schwächer besiedelt ist als unsere Heimat, auf einen größeren Bezirk. Der Bezirk in Flächeninhalt ausgedrückt ist keineswegs ein Maß; denn die Katholiken bilden noch keine stetigen Massen. Bei einem großen Bezirk können aber naturgemäß, auch wenn guter Wille vorhanden ist, nicht alle kommen und so repräsentiert die voria angeführte Zahl eine merklich höhere Zahl von katholischen Familien und Einzelkatholiken.

Vor allem fiel mir auf, wie endlich die Kleiderfrage für den Bezirk Mariannhill aufzuhören zu haben scheint, eine Frage zu sein. Die Bevölkerung von Mariannhill versteht es heute, selbständig auf dem Gebiete der Kleidung sich zu bewegen und die vernünftige Mitte zu halten — nicht zu viel und nicht zu wenig.

Von allen Kaffernfragen ist die Kleiderfrage die leichteste. Das Klima ist warm und billige Stoffe reichen schon aus. Man scheint die ästhetisch unschöne Uebergangsperiode überwunden zu haben.

Wenn ein Zulu mit seinem Papierchild und drei Stöcken in den Händen, bloß mit Lendenschurz angetan, in dem Graze stand, so war das eine perfekte Erscheinung in sich und es ist leicht zu verstehen, wie man keine Bedürfnisse fühlte, weitere Erfindungen zu machen und wie man zufrieden auf dieser Stufe stehen blieb. Der Südafrikaner hatte nicht, wie der Europäer, eine Eiszeit zu überwinden. Als das Christentum hier seine Forderungen stellte, war ein unsicheres Straucheln die natürliche Folge.

Die Kleiderfrage war die allerleichteste Frage und um diese leichte Frage annähernd zu lösen, bedurfte es, genau gesehen, gerade ein Menschenalter. Wenn nun die leichteste Frage ein Menschenalter zu ihrer Lösung bedarf, wie viel Zeit werden die weniger leichten und wirklich schweren Fragen erfordern. Br. Otto.

Missionsstudenten.

Jungen und Jünglinge, die Liebe zum Missionsberuf haben, finden Aufnahme im Alonstianum zu Lohr a. M. Solche, die in die erste Klasse eintreten wollen, sollen wenigstens 11 Jahre alt sein und das 13 Lebensjahr nicht überschritten haben. Solche, die schon an einem Gymnasium sind und gerne Missionare werden wollen, können ohne Nachteil im Studium hier eintreten. Das Schuljahr beginnt Mitte September. Anmeldungen wollen man recht bald richten an:

Hochw. Hrn. P. Direktor, Lohr am Main,
Alonstianum, Bayern, Ufr.



Eine Josephtgeschichte.

Von Nikolaus Goeke.

Einnend saß Frau von Eschenbach auf ihrem Fensterbänkchen. Vor ihr lag ein geöffneter Brief. Noch einmal nahm sie das Schreiben in ihre Hand und las wieder, wie, um sich genauer von dem Inhalte desselben zu überzeugen: „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in der Anlage die noch unbeglichene Rechnung über die zwei Ihrem Herrn Gemahl gelieferten Reitpferde einzusenden. Den Betrag von 14 000 Mark bitte ich bis zum nächsten Ultimo an meine Firma gefälligst einzusenden. Mit vorzüglicher Hochachtung

Isidor Sabelfowsky, Pferdehändler.

Für Frau v. Eschenbach wäre es jetzt ein großes Opfer gewesen, plötzlich 14 000 Mk. zu zahlen. Ihr Gatte war vor nahezu einem Jahre an einem Unglücksfall gestorben, und hatte ihr außer einer kleinen Villa nicht allzuviel Vermögen hinterlassen. Seufzend faltete sie den Brief wieder zusammen. Sie wußte ganz genau, daß ihr verstorbener Mann von dieser Sache immer als bezahlt gesprochen hatte. Wo aber war die Quittung? Nun mußte sie das ganze Haus durchstöbern. Es stieg nämlich in ihr der Verdacht auf, daß der als habüchtlig bekannte jüdische Pferdehändler, den Tod ihres Gatten benützend, ihr einfach noch einmal die Rechnung zugejagt hatte, in der Meinung, sie wüßte von der ganzen Angelegenheit nichts und würde ohne weiteres das Geld auszahlen. Vergebens durchsuchte Frau von Eschenbach mit ihrem Dienstmädchen alle Zimmer im Hause auf das peinlichste nach der vermischten Quittung. Hoffnungslos und ermüdet zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um dort in ihrer Betschale zum hl. Joseph zu beten, der immer ihr Helfer in solchen Nöten gewesen war. Innig flehte sie zum Nährvater Jesu um Rat und Hilfe in dieser für sie so wichtigen Sache. Am nächsten Tage kam ihr Sohn Joseph zum Ferienaufenthalte aus einem bekannten Jesuitenkolleg zurück. Sie hoffte, daß er sich noch an den Fall erinnern und wüßte, wo das wichtige Papier hingeraten sei. Auch er entsann sich durchaus nicht, wo das gewünschte Schriftstück sich befinden könne. Der junge Joseph war stets ein großer Verehrer seines hl. Namenspatrons gewesen. Aus diesem Grunde hatte er in seinem Studierstübchen einen kleinen Josephtaltar mit einer Holzstatue des Heiligen errichtet. Zu seiner Verwunderung fand er seinen Josephtaltar nicht mehr in seinem Zimmer. Da sein Zimmer eine zeitlang anders benützt wurde, mußte der kleine Altar entfernt werden. Seine Mutter entsann sich augenblicklich nicht mehr, wo sie die Statue hingetan hatte. Joseph machte sich sogleich eifrig auf die Suche, denn, sagte er, solange nicht mein hl. Namenspatron auf meinem Zimmer steht, fühle ich mich dort nicht wohl. Als er sie in seinem Zimmer nicht fand,

stieg er auf den Dachboden, wohin einige der früheren Möbel gebracht worden waren.

Da er die Fächer eines alten Schreibsekretärs aufzog, fand er die Statue wohlverwahrt in einer Lade. Wie er nun die Lade herauszog, um die Statue zu nehmen, fiel sie, da sie an der Oberfläche der Lade auf anderen Gegenständen lag, heraus in einen Spalt unterhalb der Lade. Joseph zog nun die Lade vollends heraus und nahm die Statue aus dem Spalt, dabei berührte seine Hand einen kleinen Eisenknopf, und zu seinem größten Erstaunen sprang aus der Wand des Sekretärs eine kleine Türe auf, die ein Geheimfach verbarg. Weder Joseph, noch seine herbeigeeilte Mutter hatten etwas von diesem Geheimfach gewußt. Dort entdeckten sie unter anderen wichtigen Papieren, die so eifrig gesuchte Quittung, woraus hervorging, daß der verstorbene Major von Eschenbach längst die 14 000 M an den Pferdehändler bezahlt hatte. Frau von Eschenbach war überfrohen, denn nun konnte sie dem jüdischen Schwindler einfach seine eigene Bestätigung vorhalten. So hatte der hl. Joseph das Gebet der bedrängten Frau erhört. —

Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung).

Das Königreich Zubo, das beinahe unter der Linie liegt, hat einen etwas größeren Umfang als die oben erwähnten Reiche; es wird vor einem eigenen Fürsten beherrscht, der aber der portugiesischen Krone untertan ist. Man treibt nach diesem Lande einen bedeutenden Handel und holt daselbst Goldstaub, Elefantenzähne, maldivische Kokosnüsse, Ambra und Sklaven. Alle diese Waren findet man im Ueberschusse; besonders gibt es an der Küste eine so große Menge von Elefanten, daß man mit den Zähnen, obwohl nur die der männlichen Tiere genommen werden, mehrere Schiffe befrachtet. Der Ambra ist grau, braun oder schwarz und der letztere der gewöhnlichste und billigste. Die maldivischen Kokosnüsse werden mit Silber aufgewogen. Der Ambra und die Kokosnüsse, welche man am Strande sucht, gehören dem Könige, bringen ihm aber nur geringen Gewinn, da die Einsammler ihren Fund verbergen und selbst an die fremden Handelsleute verkaufen. Auch die aus dieser Gegend kommenden Sklaven stehen im hohen Preise; am meisten werden die dem Volksstamme der Maracaten angehörenden geschätzt. Die Maracaten wohnen zwei Tagesreisen von Zubo aus weiter nach dem Innern und besitzen eine große Strecke Landes. Sie sind sehr gewandt und weniger schwarz als die anderen Volksstämme dieser Gegend. Es gilt bei ihnen in jeder Familie als eine sehr große Schande, wenn eine Tochter sich ein Ver-

gehen gegen die Sittlichkeit zu Schanden kommen läßt. Die Sorgfalt, mit der sie über die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes, eine anderwärts so seltene Tugend, wachen, kann man nicht genug rühmen, obgleich sie sonst als betrügerische, hinterlistige und böshafte Leute gelten. Die öde Gegend zwischen ihnen und der Küste dient unzähligen Affen, Elephanten, Löwen, Tigern, Hirschen, Gazellen und Schlangen als Tummelplatz.

Ich blieb einige Zeit zu Rubo, um mich zu erkundigen, ob es möglich sei, auf diesem Wege nach Abessinien vorzudringen; ich konnte aber nichts weiter erfahren, als daß man drei Meilen von diesem Orte auf ein Lager von zweitausend Gallas stoße, welche diese Stelle zu ihrem Aufenthalte gewählt hätten, weil die Gegend ihnen gefalle und hinreichend Schlachtvieh zu ihrer Nahrung liefere.

Diese Gallas verheeren gewöhnlich die Gegenden, durch welche sie ziehen, gänzlich, und morden die Bewohner ohne Unterschied des Geschlechtes, und des Alters, wodurch sie sich furchtbar gemacht haben, obgleich ihre Zahl nicht sehr bedeutend ist. Von acht zu acht Jahren wählen sie einen König, welcher den Titel Rubo führt. Sie nehmen ihre Frauen auf allen ihren Wanderungen und Streifzügen mit sich, sind aber keineswegs eifersüchtig. Ebenso wenig fragen sie aber auch nach ihren Kindern, die sie gewöhnlich im Walde aussetzen; in diesem Falle darf es keiner wagen, sich derselben anzunehmen. In dieser Weise leben sie jedoch nur, solange sie im Kriege sind. Tragen sie die Waffen nicht mehr und haben sie sich beschneiden lassen, was nach dem Austritte aus dem Kriegerstande geschieht, so erkennen sie die Kinder ihrer Frauen an und sorgen für sie. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kuhfleisch; schlachten sie eine Kuh, so fangen sie das Blut auf und beschmieren sich damit den größten Teil des Körpers, die Gedärme aber legen sie als Krause um den Hals und geben sie, nachdem sie mit denselben lange geprunzt haben, ihren Weibern zu gleichem Gebrauch.

Eines Tages besuchten mich mehrere dieser Gallas und da sie allem Vermuten nach noch nie einen weißen Menschen gesehen hatten, so betrachteten sie mich mit nicht geringem Erstaunen, ja ihre Neugierde brachte sie sogar dahin, mir die Schuhe auszugiehen, um sich zu überzeugen, ob ich unter meinen Kleidern ebenso weiß sei, wie in meinem Gesichte. Nachdem sie mich längere Zeit aufmerksam beobachtet hatten, gaben sie unverhohlen ihren Abscheu gegen meine weiße Hautfarbe zu erkennen, als ich aber mein Taschentuch hervorholte, baten sie mich sehr dringend um dasselbe. Ich riß dasselbe, um alle befriedigen zu können, in Streifen, die sie sogleich um die Köpfe wanden, wobei sie aber äußerten, daß ihnen dieselben noch weit lieber sein würden, wenn sie rot wären. Da jedoch diese Leute fortfuhren, uns durch ihre Bettelei zu belästigen und uns nicht mehr von der Seite gingen, so legte unser Portugiese auf einen derselben an, als wenn er ihn töten wollte. Vor Schrecken außer sich, lief dieser sogleich davon, dem Lager zu und nach kurzer Zeit sahen wir uns von Gallas umringt. Wir hielten es für ratsam, uns in unsere Wohnung zurückzuziehen und uns in derselben einzuschließen, um der ersten Wut dieser Wilden auszuweichen. Unser Rückzug steigerte aber ihre Frechheit; sie verdoppelten ihr Geschrei, besetzten eine unsere Wohnung beherrschende Anhöhe und bedrohten uns von da mit ihren Speeren und Wurfspeizen. Glücklicherweise waren wir nur einen Steinwurf vom Strande und von

unserer dort liegenden Barke entfernt, sodaß wir uns im Nothfalle in dieselbe werfen und nach dem hohen Meere hätten entfliehen können. Da wir aber vorzogen, uns ihnen gegenüber muthig zu zeigen, feuerten wir aus den vier uns zu Gebote stehenden Gewehren eine doppelte Ladung gegen sie ab, jedoch so, daß die Kugeln etwa zwei Fuß hoch über ihre Köpfe hinpfliffen. Das Feuer und der Knall jagte ihnen eine solche Furcht ein, daß sie sich alle zugleich auf den Boden warfen und lange nicht wagten, sich wieder emporzurichten. Da jedoch kein weiterer Schuß erfolgte, ermannten sie sich allmählich, näherten sich uns sanfter als Lämmer und baten uns um Verzeihung mit dem Versprechen, uns ferner nicht beunruhigen zu wollen. Sie hielten Wort und wir waren von nun an die besten Freunde.

Bei den Besuchen, die wir uns jetzt wechselseitig abstatteten, fing ich auch an, hie und da ein Wort über meine Reise und mein Vorhaben, einen Weg nach Abessinien aufzufinden, fallen zu lassen; sie gaben mir aber sogleich zu verstehen, daß ich mich in dieser Angelegenheit an ihren Rubo, der sich mit seinen Frauen und Herden in dem erwähnten Lager aufhielt, zu wenden habe. Auf unser Ansuchen erhielten wir sogleich die Erlaubnis, vor ihm zu erscheinen; er empfing uns in seiner Strohütte, welche nur durch ihren etwas größeren Umfang von den Hütten seiner Untertanen zu unterscheiden war. Die bei den Gallas übliche Art und Weise, die Fremden zu empfangen, ist sehr sonderbar und ermutigt keineswegs zur Wiederholung des Besuches. Nachdem der König sich in der Mitte der Hütte auf den Boden niedergesetzt hat, nehmen die Hofbeamten ringsum an den Wänden die ihrem Range gebührenden Stellen ein, jeder mit seinem kolbenförmigen Stöße in der Hand, der je nach dem Ansehen des Besuches länger oder kürzer ist. Sobald der Fremde, dem die Ehre der Vorstellung zu Theil wird, in die Hütte tritt, fallen die Beamten über ihn her, und schlagen rüchrig auf ihn los, bis er die Türe wieder erreicht hat, an welcher er sich dann festhalten muß. Darauf geht jeder an seinen Platz zurück, als ob nichts vorgefallen wäre und nun erst folgen die wirklichen Höflichkeitsbezeugungen. Obwohl ich mit den Gallas im freundlichsten Verkehr stand, mußte ich mich doch ebenfalls dieser keineswegs angenehmen Formlichkeit unterziehen, und als ich sie um die Ursache derselben fragte, erwiderten sie mir, dies geschehe, um den sie besuchenden Fremden begreiflich zu machen, daß kein anderes Volk sie an Tapferkeit übertreffe und daß man sich deshalb vor ihnen demüthigen müsse. Man kann ihnen diesen Uebermut nicht verargen, da sie fast keine anderen Völker kennen, als die elenden Schwarzen, welche aus den Wäldern und Gebirgen in ihr Lager kommen, um Tauschhandel mit ihnen zu treiben; sie haben übrigens große Achtung vor den Portugiesen, welche sie Meergötter nennen.

Als ich in ihrer Mitte stand, konnte ich mich einen Augenblick des Gedankens nicht erwehren, daß es vielleicht besser gewesen wäre, mich nicht der Willkür eines so rohen und rücksichtslosen Volkes preiszugeben; sobald ich mir aber ins Gedächtnis rief, daß ich diese Reise zur Ehre Gottes unternahm, so setzte ich alle meine Zuversicht auf den Herrn, welcher mich schon aus vielen Gefahren gerettet und schon einmal vor einem gewissen Tode bewahrt hatte. Durch diese Ueberzeugung auf alles gefaßt, dachte ich an nichts anderes als an mein Vorhaben, einen Weg nach Abessinien aufzu-

finden; da ich aber auch kein in menschlichen Kräften stehendes Mittel zur Erhaltung meines Lebens vernachlässigen wollte und ich wußte, daß die Gallas jedes Versprechen, das sie bei einem mit bestimmten Feierlichkeiten verbundenen Eide leisten, nie brechen, so suchte ich sie vor allem mir gegenüber zu einem solchen zu bewegen, was mir auch bei meinem freundlichen Verhältnisse zu ihnen gelang. Sie brachten sogleich ein Schaf, stellten es in die Mitte der Versammlung und salbten es mit Butter; darauf legten die Familienväter, welche zugleich die Häuptlinge dieses Volkes sind, ihre Hände auf den Kopf des Tieres und schwuren, alles, was sie mir versprechen würden, unverbrüchlich zu halten. Das Schaf wird nach der Erklärung, die sie mir später auf meine Erkundigung hin gaben, als die Mutter eines jeden der Schwörenden und die Butter als das Zeichen der Liebe zwischen der Mutter und den Kindern betrachtet; der Förmlichkeit liegt ihre Ansicht zu Grunde, daß ein auf das Haupt der Mutter geleiteter Eid nie und unter keinen Verhältnissen gebrochen werden darf.

Nachdem ich auf diese Weise für meine Sicherheit gesorgt hatte, entdeckte ich ihnen, daß ich die Absicht habe, mich zu Lande nach dem Hofe des Regus zu begeben und bei diesem Unternehmen auf ihren Beistand rechnen. Sie bemerkten mir aber gleich unumwunden, daß ich etwas Unmögliches von ihnen verlange. Sie wußten wohl, sagten sie, wo das abessinische Reich liege, auch seien ihnen alle Länder zwischen diesem und ihrem jetzigen Aufenthalte und die durch dieselben führenden Wege auf ihren Wanderungen in diesen Gegenden bekannt geworden, für mein Leben und meine Freiheit könnten sie mir solange bürgen, als ich mich in ihrem Gebiete und in der Mitte ihres Stammes befinde, da weiterhin mehrere verschiedene, mit ihnen in keinerlei Verbindung stehende Völker wohnen, welche fortwährend miteinander in Unfrieden lebten und von denen keine in seinem eigenen Lande sicher sei. Auf meine nähere Erkundigung erfuhr ich nun, daß zwischen den Gallas, bei welchen ich mich aufhielt, und Abessinien neun teils heidnische, teils mohammedanische Völkern teils wohnten, durch deren Land ich mir hätte einen Weg bahnen müssen. Der erste Volksstamm, auf den man stößt, sind die Mauren, welche längs der Küste wohnen und durch ihren Handel mit gesitteten Völkern und besonders mit den Portugiesen, schon einige Bildung angenommen haben. Nach diesen folgen die bereits erwähnten Maracaten, welche den Mauren an Bildung weit nachstehen, und hinter diesen die Machida, ein mächtiges mohammedanisches Volk, dessen Könige von den alten Karfern Abessinienens abstammen und mit ihrem Mutterlande beständig Krieg führen; weiterhin haufen sechs verschiedene Volksstämme, die nur von ihren Herden leben und arge Räuber sind. Nach diesen beginnen die abessinischen Stämme, welche je nach ihrer größeren oder geringeren Entfernung von dem Mittelpunkt des Staates mehr oder weniger gesittet sind. Unter diesen Verhältnissen wäre es ein Frevel gegen die göttliche Vorsehung gewesen, wenn ich eigenmächtig bei meinem Vorhaben hätte beharren wollen und ich entschloß mich deshalb, nach der Insel Plate zurückzukehren.

Fortsetzung folgt.

Heilige Messen können vorderhand nicht angenommen werden.



N. H. 42 M. — Luxemburg 50 M. — Höjen 10 M als Dank der Schülerinnen für gut bestandenes Examen. — Köln 50 M für erlangte Hilfe. — Kirchbierlingen 182 M. — Almojen werden nur dann im Vergühmeinnicht veröffentlicht, wenn der Einsender unbekannt ist oder wenn er dies ausdrücklich wünscht. — R. S. Ihre Sendung vom 16. 1. 1920 erhalten; wird besorgt. — M. R. 14 Almojen erhalten. — Wernarz 10 M als Dank. — Neustadt a. S. Gabe als Dank an den hl. Josef und Antonius für mehrfache Hilfe. — Karlsruhe, Sendung vom 21. 1. 20. erh. — Ungenannt 20 M zu Ehren des hl. Josef als Dank. — P. P. 50 M als Dank. — J. Ungenannt 10 Fr. Verg. u. M. Alm. — Betten 20 Fr. — R. B. 20 Fr. M. Alm. — Schuttern Alm. erh. Lothringen 400 M nach Angabe verw. — Judenhofen 10 M. Für alle Gaben ein recht herz. Vergelts Gott.

Antoniusbrot und Heidentinder sind in verschiedenen Anliegen teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: B. C. 100 M (Mehb., Clara, Luzia). — Ungenannt 20 Fr. (Verg. u. A. Brot). — U. J. 30 Fr. (Margaretha). — S. G. 30 Fr. (Verg., Maria Margaretha). — M. J. 76 Fr. (Josef, Jakob, Maria). — U. D., Josef. — Burmannsgruß 1 S. u. Alm. 31 M. — Friedlingen Josef und Anton. — S. P. 10 M Ant. Brot. — Aßheim 75 M f. 3 S. — Hettstadt 1 S. — Iphofen 1 S. u. A. Brot. — Thalfirchdorf, Anna Pflüster, A. Brot. — R. R. Weiden 41 M f. Alm. u. 1 S. Josef. — Nr. 100, 25 M Josef Antonius Johannes. — F. M. B. Lontzwiller, Wendelinus Maria, Katharina Maria Antonia, Josef Paul.

Dankfagungen.

„Ende Juli sind drei Kistchen mit Rosenkränzen von Maria-Einsiedeln per Post nach Mariannhill gelangt worden. In normalen Zeiten kam in 6 Wochen ein Paket von der Schweiz hier an. Ende Oktober kam mir die Sache schon bedenklich vor. Anfangs November fragte ich auf dem Zollamte an, leider ohne Erfolg. Nun begannen wir mit unseren kleinen schwarzen Kindern eine Novene zu Ehren des hl. Josef. Wirklich, gleich nach der Novene kamen die Rosenkränze in Durban an. „Heiliger Josef, ich vertraue auf Dich!“ Dieses kleine Schlupfgebetlein habe ich jeden Tag mit vollem Vertrauen gebetet und wir haben uns nicht getäuscht. Lob, Preis, Ehre und Verherrlichung dem lieben Vater Josef!“ „Tausend Dank dem allgütigen Gott, daß er auf die Fürbitte seiner Heiligen unserem schwer an Grippe darniederliegendem Sohne die Gesundheit wieder geschenkt hat.“ „Durch die Anrufung des heiligsten Namens Jesu, durch die Fürbitte der Muttergottes, des hl. Josef, des hl. Basilius u. and. Heiligen bin ich von einem schweren Halsübel befreit worden.“ „Dank dem hl. Josef und Antonius für glücklichen Ankauf eines passenden Geschäftes.“ „Nachdem ich drei Monate hindurch Novenen zum hl. Josef verrichtet hatte, wurde ich von einem vierjährigen, schweren Unterleibsleiden, bei dem aber auch alles nichts mehr half, wunderbar geheilt.“ „Dank der hl. Familie für die Hilfe in einem schweren Zukleiden.“ „Unser Bruder, der schon lange an einem schweren Magenleiden litt, bekam einen schweren Rückfall; sein Zustand war schmerzhaft und qualvoll. In dieser Not wandten wir uns vertrauensvoll an den hl. Josef, hielten eine Novene und versprachen ein Heidentind. Gott und dem lieben hl. Josef sei herzlich Dank gesagt für die auffallende schnelle Hilfe.“ „Dank dem hl. Vater für die Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit in einer Familie, in der der Vater auf schlimmste Weise gekommen war.“ „Dank dem hl. Josef und Antonius für Erlangung eines Stipendiums und guten Fortschrittes in der Schule.“ „Der liebe Gott hat wunderbar geholfen bei einer Blutvergiftung, bei der nach fünfmaliger Operation der Arzt die Hoffnung bereits aufgegeben hatte.“ „Seit 6 Jahren war ich von den schwersten Schicksalschlägen heimgehebt: Ruin der Existenz, Verlust des guten Namens, zehn Monate Freiheitsberaubung infolge von Verleumdung. Meine Lage war über alle Maßen trostlos. Verschiedene Opfer, Gebete, Novenen schienen erfolglos verlaufen zu sein. Nun, nach 4 Jahren, nachdem ich dem hl. Josef ein kleines Opfer ge-

bracht und ihn beharrlich um seine Fürbitte angerufen habe, hat sich meine Lage — wenn auch noch nicht ganz — so doch bedeutend gebessert.“ „Dank dem hl. Herzen Jesu, der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Josef, Judas Thaddäus, Joachim und Anna für Erhörung in einer wichtigen Familienangelegenheit.“

„Durch die Fürbitte der lieben Muttergottes, des hl. Josef, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus, auf welche wir sehr großes Vertrauen haben, ist uns in verschiedenen schweren Krankheiten und Sorgen geholfen worden.“ „In schwerer Krankheit wurde mir Trost und Hilfe nach Anrufung des hl. Josef und hl. Antonius zuteil.“ „Ich hatte im Walde meine silberne Uhr mit Armband beim Beerensuchen verloren. Ich versprach dem hl. Josef, ein kleines Almosen zu geben und ging dann nochmals an alle die alten Plätze. Ich fand auch die Uhr samt Armband unter den Beerensträuchern wieder, obwohl es im Walde schon dunkelte. Dem hl. Antonius Dank für die Hilfe.“ „Mein Kind litt schon drei Jahre an Tuberkulose. Am Fuße waren vier große Löcher. Alle ärztliche Hilfe war umsonst. Ich versprach nun zwei Heidentinder loszutauschen und hielt eine neuntägige Andacht zum hl. Josef. Täglich ging es besser. Jetzt ist der Knabe kerngesund, kann springen wie jeder andere, dient bei der hl. Messe und alle Leute wundern sich, daß dieses Kind, das vorher an Krüden gehen mußte, so schnell geheilt wurde.“ „Dank für Hilfe in einem gefährlichen Ohrenleiden, das ohne Operation wieder geheilt werden konnte.“ „Meine Frau litt an einem unheilbaren Unterleibseliden. Der Arzt und ich hatten alle Hoffnung aufgegeben, da nahm ich vertrauensvoll meine Zuflucht zur Mutter von der immerwährenden Hilfe und betete jeden Tag zu ihr. Und siehe, nach Empfang der hl. Selung besserte sich der Zustand und jetzt ist sie wieder gesund und munter.“ „Ich wurde von einem schweren Magenleiden befallen, das ohne Operation sicher zum Tode geführt hätte. Da hielt ich in meiner Bedrängnis eine Novene zu Ehren des hl. Josef, auch empfahl ich mich in den Schutz des hl. Antonius. Ich entschloß mich zur Operation. Diese gelang glücklich. Dank den beiden Heiligen, die mir durch ihr mächtiges Fürbittegebet beim Herrn diese Gnade erflacht hatten.“ „Herginnigen Dank dem großen Helfer, dem hl. Antonius, für wunderbare Hilfe bei schwerem Unglück im Stall.“ „Ein kleines Mädchen von 4 Jahren war vom 2. Stockwerk herabgestürzt: Die arme Mutter wandte sich in ihrer Bestürzung sogleich an unsere Liebe Frau von der immerwährenden Hilfe und versprach ein Heidentind zu kaufen, falls die Kleine ohne Schaden davontäme. Als der Arzt kam, konnte er nicht einmal eine blaue Stelle finden. Die Kleine lief noch am nämlichen Tage die Treppen auf und ab, als wenn nichts vorgekommen wäre. Der Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe unseren innigsten Dank.“ „Dank dem hl. Josef und der Schwester Theresie vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit eines Sohnes unserer Tochter, in einer Entbindung und in einer Prozeßsache.“ „Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef und Antonius und den armen Seelen für die Besserung eines in religiöser Hinsicht gleichgültig gewordenen Sohnes.“

Dank und Bitte.

Neuhaus, Schlacht bei Wilsed, Worms, Steinau, Cassel, Dorf, Untermünstertal, Eichelsee, Haffurt, Mingsheim, Hegen, Stauf, Jaspendorf, Lühweiler, Lothr., Burglengensfeld, Hemhofen, Krensheim, Ellwangen, Weizern, Hopferau, Schapbach, Ladendorf, Beuron, Gauasbach, Basel, München, Saulgau, Mönchsherrnsdorf, Egg, Ebermannstadt, Windmais, Steinfeld, Wenigumstadt, Schwarzach, Weingarten, Ottersweier, Ed. Trochtersingen, Grabenstätt, Vöhrbach, Mörlach, Obertsrot, Strochbach, Hettstadt, Harthausen, Jochenhofen, Heiligenstein, Höden, Frankfurt, Bermatingen, Ehingen, Steinbach, Krailling, Stierberg, Badenweiler, Geiselhöring, Igelsdorf, Waldzell, Bergbieten, Ell., Lautenbach, Rodheim, Zimmerhof, Otting, Buer, Hammelsburg, Niederum, Dekoven, Sondsbad, Altstetten, Kaltbrunn, Gebhardswil, Baden, Zürich, Wollerau, Wäfels, St. Gallen, Gossau, Freiburg, Ellersbach, Haffelstein, Werder, Dels, Neuforg, Oberhansdorf, Schörfeld, Mülles, Kleinfeld, Graßing, Bartleben, Landschut, Heusweiler, Weisweiler, Kevelaer, Wiesengiech, Allersheim, St. Peter, Rürnach, Würzburg, Börlas, Gosenweiler, W. Juliuspital, Hipsfeld, Oberwittighausen, Ludwigshafen, Horgengzell, Biewiesen, Egg, Tannesberg, Oberpleichfeld,

Glashofen, Drosendorf, Heimbach, Bochum, Borken, Münster, Ochtrup, Calcar, Kommerstücken, Holtorf, Hasselsweier, Almern, Hüchelhofen, Essen, Holthausen, Coblenz, Daun, Ahütte, Benrath, Dinklage, Büsdorf, Batum, Schüren, Bochum, Ortseifen, Niederau, Drove, Elsenborn, Essen, Lorchhausen, Essen-Rüttenscheid, Südeswagen, Benholtshausen, Paderborn, Wersten, Ochtrup, Magen, Aachen, Neuf, Coblenz, Ehrang, Lorch, Duisburg-Meiderich, Cransberg, Linnich, Netphen, Herbern, Werl, Guer-Altenessen, Herhagen, Höfen, Mülheim Rh., Heusweiler, Dinklage, Tettingen, Holscheid.

Gebetsempfehlungen.

Erlangung einer neuen Wohnung. Heilung von der Trunksucht. Mehrere Knaben, die Priester werden wollen. Befreiung einer Sünderin, die von Selbstmordgedanken gequält wird. Erhaltung des Friedens in der Familie.



Marg. Kasp. Pläßer in Freilingen; Frau Elisabeth Moers-Bergmeister in Cöln, Frau Maria Feder in Lipp-springe, Anna Schüller in Frisdorf, L. Krämer in Daun, Ludwig Sudmann, Frau Hoevels in Crefeld, Franz Körner in Köhlinghausen, Frau Hartmann in Bonn, Cornelius Hellebrand in Walheim, Anna Steffens in Essen, Margareta Steils in Brunn, Frau Ww. Joh. Schmetten, Frau Käpper in Birresborn, Josef Albiez, Eschbach b. Waldshut, Elise Bunn, Eppstein, Eva Meißner, Buch, Anna Bollmer, Konstanz, Sofia Madlinger, Sasbach, Johanna Schuhmann, Motten, Fanny Laderbauer, Biedtach, Maria Kupferschmied, Spaichingen, Maria Hahlemer, Spielberg, Vittoria Demmel, Aug. Maria Bürle, Bessenburgheim, Franz Neef, Walderbach, Kath. Hof, Dreieberg, Johann Simmel, Erharting, Andreas Auer, Elisabeth Dengen, Dedheim, Rosa Drehsel, Rempten, Johann Brunnbauer, Sundham, Josef Martin, Oberleichtersbach, B. O. Hoffmann, Beuthen, Pauline Moxto, Kallenberg, Hermann Barufel, Hindenburg, Fr. Gröbinger, Weipering, Fr. Roe, Crefeld, Georg Deppisch, Wollshausen, Elisabeth Gassenhmitt, Freiburg i. Br., Josef Pfeifer, Berthold Günther, Böhlbach, Kathi Almann, Regensburg, Maria Enhuber, Oberberg, Anna Landschamer, Altmühlhausen, Jakob Mittermaier, Neumühlhausen, Amalie Tauschhuber, Hohenkinder, Suitbert Kaufmann, Unterhaubenbach, Kathi Schmid, Schmidmühlen, Anton Horlacher, Hestenthal, Anna Bollmer, Konstanz, Hochw. geistl. Rat Georg Wanger, Illerberg, Leopold Hofmann, Eva Pappert, Umbach, Adalbert Wiegand, Rasdorf, Hauptlehrerin Franz Stumberger, Nittenau, Maria Pialner, Ottobereun, Philomena Wörle, Neatschhofen, Pfarrer Laub, Altshausen, Adolf Settele, Gernsbach, Josef Probst, Stadtpfarrer u. geistl. Rat, Friedberg, Frau Hagen, Sauerlach, Frz. Leonhard Gutting, Ottersheim, Herr Mader, Mörschwil, Johann Bayard, Varen, Jost Treich, Schattdorf, Herr Jäger, Zürich, Othmar Strähle, Arnegg, Johann Braun, Wil, Rudolf Bernhard, Thierwil, Maria Homann, Waldbreitbach, Johann Ehl, in St. Wendel, Frau Vikola Neuburg in Linz, Frau August Albers, Essen, Elise Gonner, Luxemburg Stadt, Johann Loof, Borgees, Elisabeth Brede, Hüsten, Konrad Jtermann, Niedersfeld, Werner Lamprecht, Damme, Maria Vinken, Bottrop, Elise Twente, Borgehorst, Frau Ww. Jakob Kamps, Winkendorn, Kath. Jansen, Beeze, Heinrich Wemmers, Beeze, Frau Wilhelm Linder, Wiehl, Hochw. Fr. a. D. Anton Josef Eutenbach, Frau Joh. Albers, Söllinghausen, Jakob Koths, Aachen, Florentine Coenen, Widdeshoven, Marg. Burg, Kath. Burg, Euren.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Robert Hopfmeister, Wilhelm Bartmann, Alfred Lüdemann, Hubert Gerold, Johann Hider, Johann Trilling, Giershagen; Friedrich und Eugen Streble, Peter Schneider, Johann Valentin Müller, Wilhelm Müller, Nikolaus Andreas Bender, Johann Weiner, Elz; Peter Jost, Ebersheim; Hermann Menhues, Epe; Bernh. Reßling, Thendorf; Friedrich Schner, Birresborn; Herr Käpper, Birresborn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschafts-Druckerei G. m. b. H., Würzburg.